

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Alfred Döblin

November 1918

Eine deutsche Revolution / Erzählwerk in drei Teilen

Dritter Teil: Karl und Rosa

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhalt

Erstes Buch – Im Gefängnis

Sie hatte es sich anders vorgestellt	11
Lenin macht seine Revolution	21
Hochzeit in der Zelle	32
Die tragische Maske	45
Ein Gespenst setzt seinen Willen durch	53
Eine neue Art Mensch muß geschaffen werden	71
Geheimnisvolle Weltreise	78
Wunderfahrt durchs Eismeer	88
Das Attentat des Gespenstes	100
Entlassung, und mitten im Kampfgewühl	114

Zweites Buch – Die Volksmarinedivision oder Die Revolution sucht eine feste Anstellung

Friedrich Ebert, der Verhinderer	121
Das gestohlene Weißzeug	125
Matrosenverhör im Finanzministerium	134
Die Matrosen haben es satt und sperren Ebert ein	146
Blutige Weihnachten	160
Karl und Rosa, zwei Schmetterlinge, flattern an	171
Sie haßten Karl und wollten ihn schon früh fangen	176
Ebert brütet Rache	184

Drittes Buch – Antigone und die Schuld der Ahnen

Fröhliche Weihnachten	191
In der Höhle der Gedanken	204
Die erste Schulstunde	215
Vom verschiedenen Gesetz der Götter und der Staaten	223
Das Leben tritt aus dem Buch heraus	232
Die feindlichen Fronten	251
Mein armer Bruder	260
Lichtblicke	268

Viertes Buch – Herausgefordert und zum Kampf gestellt

Der brauchbare Noske	277
Spartakus meint, es wäre noch nicht so weit	287
Die Affäre Eichhorn	302
Der Stein kommt ins Rollen	308
Man beschließt den bewaffneten Aufstand	318

Fünftes Buch – Die Revolution schon vor der Schlacht geschlagen

Rosa nimmt ihre Geheimgespräche wieder auf	323
Rosa kutschiert in ihr Märchenschloß	331
Der geheimnisvolle Freier stellt sich vor	340
6. Januar: Der Revolutionsausschuß konstituiert sich	348
Noske bietet sich als Bluthund an	354
Die Revolution marschiert	359
Die Unterhändler marschieren	364
Die Massen stehen auf der Straße	365
Das verlassene Volk	373
Mitternacht in der Wilhelmstraße	383
Mitternacht in der Siegesallee	388

Sechstes Buch – Die Stunde, wo die Toten Gottes Stimme hören

Der Weckruf der Revolution	403
Ein Herr und eine Dame wollen hoch hinaus	403
Stauffer zieht die Hosen an	413
Von Meerschweinchen, Hundekatzen und Whisky	423
Satan	439
Im frischen, freien Leben der Welt	444
Tage der Heimsuchung	456
Die Entzauberten	465

Siebentes Buch – Das Polizeipräsidium –

Der schwarze Schwan fliegt

Am Boden vor den Toren der Stadt	477
Auf den Spuren der Antigone	488

König Kreon	501
Nach dem 6. Januar	513
Man muß es wagen, Ketzer zu sein	524
Sturm auf den »Vorwärts« und Massaker	534
Die Belagerung des Polizeipräsidiums	540
Leutnant Schulze und die Sicherheitswehr	544
Privatdinge beim Donner der Geschütze	551
Im Polizeipräsidium	561
Die Wendung	573
Fall des Präsidiums und Nachspiel	582

Achtes Buch – Der Mord an Karl und Rosa

Am Halleschen Tor und in Neukölln	587
Viel hundert Tote in einer Reih	600
Botschaft von Hannes	606
Gardeschützen und Spitzel	611
Der Cherub	622
Bei den Verwundeten	633
Gefangenenbefreiung	645
Der Morgen des letzten Tages	657
Karl schwelgt in Miltons »Verlorenem Paradies«	663
Abends nach zehn Uhr, im Edenhotel und im Tiergarten	673

Neuntes Buch – Das Ende einer deutschen Revolution

Die Regierung, von keinem Terror gehindert	689
Man räumt auf	695
Erwin und Lucie	697
Friedrich Becker verläßt das Gefängnis	704
Der erste Fallstrick, das Weib	711
Friedrich auf Wanderschaft	718
Vom Unrat im Menschen	721
Die Geier auf den Schultern Wotans	729
Christus der König	739
Kurfürstenballett in der Siegesallee	743

Der zweite Fallstrick, Kirchenstürmerei	746
Der dritte Fallstrick, die Wette	750
Abrechnung	754

Anhang

Editorische Notiz	767
Daten zu Leben und Werk	769
Nachwort	777
Literaturhinweise	795

ERSTES BUCH

Im Gefängnis

Sie hatte es sich anders vorgestellt

Sie hatte es sich anders vorgestellt.

Es war Februar 1915. Sie wollte nach Holland, zu einer Frauenkonferenz. Am Abend vor der Abreise holte die Berliner Polizei sie aus ihrer Wohnung und fuhr sie im Grünen Wagen nach dem Weibergefängnis Barnimstraße. Man nahm keine Rücksicht darauf, daß sie eine »Politische« war. Sie mußte sich bis aufs Hemd entkleiden und sich betasten lassen, zweimal hintereinander, die Tränen kamen ihr. Sie ärgerte sich nachher über ihre Schwäche.

Sie büßte ein Jahr Gefängnis ab – mitten im Krieg, wo man ihre Arbeit brauchte –, weil sie vor zwei Jahren in Frankfurt erklärt hatte: »Wenn uns zugemutet wird, die Mordwaffen gegen unsere ausländischen Brüder zu erheben, so sage ich: Nein, das tun wir nicht.« (Aber, Jammer, man hatte es doch getan.)

Sie saß. Die Siegesmeldungen überstürzten sich. Sie konnte im Beginn noch eine Kampfbroschüre herausschmuggeln, dann hörte jeder Kontakt mit der Außenwelt auf. Karl, ihr Kampfgenosse, wurde eingezogen und lag als Schipper bei Düna an der russischen Front.

Und was war mit Hannesle, dem jungen, lieben Hannes, ihrem späten Freund? Er ging als Doktor ins Feld, meldete sich bald stolz mit dem Eisernen Kreuz. Sie schrieb ihm: »Vor einem halben Jahre freute ich mich auf das Gefängnis wie auf ein Fest, aber heute ...«

Oh, solche Sehnsucht, herauszukommen, solche schmerzliche Spannung. Die langen Nächte lag man und verzehrte sich. Das Leben verrann, jetzt mußte man draußen sein, für die Revolution gegen den preußischen Militarismus. Die Massen warteten auf ein Zeichen, jetzt mußte man sie aufrufen.

Und jetzt müßte man auch da sein – für sich selber und für Hanesle, wie Heine sang: »Unjung und nicht mehr ganz gesund, wie ich es bin zu dieser Stund, möcht' ich noch einmal lieben, schwärmen und glücklich sein, doch ohne Lärmen.«

Endlich die Freiheit. 1916. Und nun ist sie draußen und von Menschen umringt. Man feiert sie. Aber sie – kann schon nicht mehr recht. Die Broschüre, die sie herausschmuggelte, erscheint, gezeichnet: »Junius«. Pathetisch dröhnt der Schluß:

»Der Wahnwitz des Krieges wird erst aufhören und der blutige Höllenspuk wird verschwinden, wenn die Arbeiter in Deutschland, Frankreich, in England und Rußland endlich aus ihrem Rausch erwachen, einander brüderlich die Hände reichen und den bestialischen Chorus der imperialistischen Hyänen überdonnern mit dem alten Schlachtruf der Arbeiter: Proletarier aller Länder, vereinigt euch.«

Es kamen noch glückliche Momente. Man dachte an die Gründung einer revolutionären Partei. Und dann der 1. Mai. Spartakus rief tollkühn die Berliner Arbeitermassen zu einer Demonstration gegen den Krieg auf.

Sind das herrliche Stunden auf dem Potsdamer Platz in Berlin! Die Polizei hat den Platz früh besetzt, aber die Arbeiter kommen doch. Ihre Zahl wächst. Es werden Tausende. Und dann erscheint Karl, Karl Liebknecht, in der Uniform des Arbeitssoldaten. Sie ist neben ihm. Man ruft: »Karl, Karl – Rosa!« Sie winkt und lacht. Sie redet.

Aber alle übertönt Karls Stimme: »Nieder mit dem Krieg! Nieder mit dem Krieg! Nieder mit der Regierung!«

Da hat die Polizei den Säbel gezogen und will ihn fassen. Rosa mit anderen wirft sich dazwischen. Er fährt fort zu rufen. Sie sieht, wie er den rechten Arm schwenkt. Da sprengen die Berittenen an, Karl wird gefaßt. Der Tumult ist ungeheuer. Er wird abgeführt. Man scharmützelt noch stundenlang auf dem Platz und in den Nachbarstraßen herum.

Inzwischen sitzt Rosa mit der kleinen Sonja, Karls Frau, im Café

Fürstenhof, und sie sind glücklich, begeistert. Sie trinken Kaffee und essen Kuchen. Sie schwatzen und erzählen sich Kampfpisoden. Sie erregen durch ihre Lachsalven Aufsehen im Lokal.

Welch flammender 1. Mai!

Im Juni aber verurteilt man Karl zu zweieinhalb Jahren Zuchthaus und erhöht später die Strafe auf vier Jahre.

Und bald darauf faßt man sie selber.

Und nun nimmt man keine alten Vergehen mehr zum Vorwand. Diesmal meint man es so ernst, wie sie es selber gemeint hatte. Man verfügt über sie eine unbefristete Schutzhaft.

Und nun hat sie das Gefängnis verschlungen.

Es ist schon lange nicht mehr, um fröhlich zu sein und in Lachsalven auszubrechen.

Aus den verlausten Zellen des Berliner Polizeipräsidiums wandert sie nach Wronke, und von da in den finsternen Backsteinbau des Breslauer Frauengefängnisses. Es scheint, sie erträgt alles gut. Sie sagt es sich vor und schreibt es anderen, sie hat ja schon in Rußland und Polen gegessen.

Aber sie wird sechsendvierzig Jahre, siebenundvierzig Jahre. Ihr Haar bleicht. Draußen wütet der Krieg weiter mit Mord, Hunger und Krankheit. Über Rußland fegen die Stürme der Revolution, und ein unglaubliches Gerücht dringt ins Gefängnis: Lenin, der radikalste der Revolutionäre, hat sich an den deutschen Generalstab verkauft und durfte durch Deutschland nach Rußland fahren, Lenin ist schon in Petersburg.

In Rosa kommt etwas Zittriges. Sie weiß nichts, sie begreift nichts. Sie ängstigt sich um alles und jedes. Sie regt sich über die Kohlmeisen auf, die vor ihrem Fenster Nahrung suchen. Um sich zu beruhigen, fängt sie an zu übersetzen, Korolenko. Man muß sich vor dem Zuchthausknall hüten.

Dann, im November, laufen fast gleichzeitig zwei Nachrichten ein: In Petersburg hat dieser unverständliche Lenin mit seinen Bolschewisten Kerenski gestürzt, und Hannesle ist tot, Hannes ist gefallen, Hannes Düsterberg, der liebe, einzige Mensch.

Sie hatten auf das Kriegsende gehofft. Sie wollten eine große Reise machen, wenn alles vorbei war, nach dem Süden, das Leben genießen, keine Politik, keine Versammlung, keine Zeitung.

Sie stammelt: »Ich komme aus dem Staunen nicht heraus. Ist das möglich? Es ist wie ein mitten im Satz verstummtes Wort. Ich begreife es nicht. Ist das möglich?«

Aber ihr Leben ist noch nicht zu Ende. Es wird noch vieles möglich sein.

Januar 1918. Frauengefängnis Breslau. Eine kleine weißhaarige Frau steht im Tor des großen, von hohen Mauern umgebenen Wirtschaftshofs und weint. Der Soldat hat endlich aufgehört zu fluchen und die Stiere zu schlagen. Der schwere Wagen ist über die Schwelle weg. Die Frauen, die Gefangenen laufen herbei und zerren die Sachen vom Stapel, zerrissene Soldatenröcke, und tragen sie zum Flicker in die Zellen. Der junge Soldat wirft seine Mütze vorn unter den Sitz, wischt sich den Schweiß von Stirn und Mund und will wissen, wo die Kantine ist.

Die Aufseherin hinten am Wagen, die abladen hilft, ruft ihm über die Köpfe der Frauen zu: »Was, Kantine? Das auch noch. Gibt's hier nicht, du Schinder.«

Er zieht sich die Hosen hoch: »Schinder, pah! Mit uns hat auch keiner Mitleid.« Und er stellt sich an die Mauer, schiebt seine Hände in die Taschen und pfeift sich ein Lied. Ein Büffel blutet. Seine starke Haut ist aufgeplatzt.

Die kleine weißhaarige Frau nähert sich dem Soldaten und sucht in seinem jungen, roten Gesicht. Er ist ungesetzt, hat kurzgeschorene, semmelblonde Haare und trägt einen kleinen Schnurrbart. Auf seiner rechten Wange, gerade über dem Backenknochen, sitzt eine blutrote, strahlige Narbe. Wie die Frau vor ihm steht und nichts sagt, hört er auf zu pfeifen, beugt sich dann plötzlich vor und bläst ihr auf die Nase. Wie sie zurückfährt und abzieht, lacht er hinter ihr her und brüllt: »Hoho, wie die watschelt! Die watschelt wie eine Ente.«

Rosa schreibt in der Zelle an Karls Frau:

»Sonja, es waren schöne rumänische Büffel, sie waren an Freiheit gewöhnt. Das eine Tier, das blutete, schaute vor sich mit einem Ausdruck wie ein verweintes Kind, das nicht weiß, wie es der Qual entgehen soll. Aber so ist das Leben, Sonja. Trotz alledem, man muß es tapfer und unverzagt nehmen.«

Die Feder sinkt ihr aus der Hand. Sie merkt, sie führt wieder ein Selbstgespräch.

Der junge Soldat treibt seine Büffel aus dem Gefängnishof, trabt, die Peitsche in der Hand, neben dem Leiterwagen durch die engen Straßen zum Depot, schirrt die Tiere ab, führt sie an die Pumpe und gießt einen Eimer Wasser über jedes. Dann treibt er sie in den Stall und schüttet ihnen Futter auf. Jedem versetzt er einen Faustschlag zwischen die Hörner: »Fauler Luder, Freßsack!«

Dann wäscht er sich selber an der Pumpe und setzt sich in der warmen, rauchigen Kantine auf die Bank zu den andern, die schon essen. Er schlürft seine heiße Kohlsuppe. Wie er in das klebrige Kriegsbrot beißt, spuckt er aus und wirft den ganzen Kanten unter den Tisch. Die andern, Landstürmer, fragen: »Was machst du, Kuhbauer? Willst du gleich das Brot aufheben?« Er muß es holen, abwischen und schön neben sich legen. Und sie prophezeien ihm, er wird es essen, vorher kriegt er kein neues. Sie haben ihn schon neulich furchtbar vermöbelt. Darauf macht er feige »pah« und schlingt seine Kartoffeln herunter. Wie er damit fertig ist und an der Tür steht, dreht er sich zu ihnen um und spuckt auf die Schwelle. Ehe sie ihn kriegen, ist er im Büro des Feldwebels, und sie hören, daß er sich gesund meldet. Da sind sie zufrieden. Dann sind sie ihn los. Er kriegt gleich vierzehn Tage Heimaturlaub.

Und feldmarschmäßig gerüstet steht er am nächsten Morgen auf dem Hauptbahnhof mit ein paar andern. Sie klettern in die dritte Klasse. Das Rote Kreuz versorgt sie durchs Fenster mit Kaffee und trockenen Semmeln. Sie schlafen schon, bevor der Zug fährt.

Er ist der Jäger Runge, der es im Leben noch keinem recht gemacht hat. Er weiß, daß sie ihn zu Hause auch nicht wollen. Aber das macht nichts. Gerade.

Über dem Gefängnis ist es Nacht geworden. Die Krähen sind in einem weiten, lockeren Band hoch über den Hof auf die Felder hinausgeflogen zum Schlafen. Die Himmelsschwärze liegt auf den Gefängnismauern und verhüllt ihre Scheußlichkeit. (Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet!)

Rosa liegt und lauscht auf die merkwürdigen, abgehackten Rufe der Vögel.

Die Stunde der Verzweiflung ist da. Sie wirft sich auf dem steinharten Bett.

Ich habe ihn gemordet. Ich habe geduldet, daß er hinausging. Und keinen Augenblick habe ich gedacht, daß er fallen könnte. Ich habe an alle möglichen gedacht, an die hunderttausend Anonymen. Ihretwegen, die ich nicht kannte, habe ich gegen die Schande des Krieges geschrieben. Aber an dich habe ich nicht gedacht. Oh, ich war eine große Altruistin.

Sie zitterte und biß sich auf die Lippen. Die schreckliche Kälte durchfloß sie.

Ich wußte immer, was den andern fehlt. Der arme Hannes kam in meine Nähe. Ich liebte ihn. Er wurde mein Hannes, und schon hatte ich keine Sorge mehr um ihn.

Sie setzte sich auf die Bettkante, saß stundenlang im Finstern, die schwere Ohnmacht auf ihr.

Sieh da, die Preußen, der Militarismus, alles das, wogegen ich schrieb und redete, jetzt haben sie mich auch erwischt.

Sie krallte sich die Finger in die Schläfen.

Sie haben ihn mir genommen. So haben sie sich an mir gerächt. Ich war ihnen noch nicht tot genug im Gefängnis. Sie ermorden ihn mir draußen und schicken mir meine Briefe zurück.

Im Dunkeln strömten ihre Tränen. Mit geschlossenen Augen

schluchzte sie, manchmal so laut, daß man nebenan klopfte. Morgens schluckte sie spät ihre Kaffeesuppe.

Laß es gut sein, ich bin eine Kriegerwitwe. Ich habe nicht gewußt, wie das ist, einen zu verlieren. Ja, es ist tausendmal schlimmer, als ich dachte. Ich hätte noch ganz anders gegen die Mörder vorgehen sollen. Nun muß ich von morgens bis abends und die langen Nächte hindurch mit ihm sterben. Wenn die Nacht um ist, kommt die Sonne wieder und führt mich dem nächsten Sterben entgegen. Wie Antigone bin ich in die Brautkammer gesperrt und lebend eingemauert. Wer rettet mich?

Hannesle, komm, hilf mir! Komm, Lieber, Geliebter, sei bei mir. Dich hält jetzt kein Körper mehr auf, Türen und Mauern hindern dich nicht. Verzeih mir, was ich dir getan habe. Sieh, wie sie mich bestrafen. Sie haben mich leben gelassen und dich genommen.

Mach ihnen einen Strich durch die Rechnung, Hannes. Du kannst nicht verschwunden sein, dein Körper liegt irgendwo im Boden, dann muß auch deine Seele da sein. Es gibt ein Gesetz von der Erhaltung der Kraft und des Stoffs. Dann kannst du doch nicht verschwunden sein. Dann entzieh dich mir nicht. Komm, Hannes, den sie tot nennen, weil du kein Zeichen gibst. Und warum sollst du ihnen ein Zeichen geben, für die du nur eine Nummer warst. Mit ihnen hast du abgeschlossen, endlich, noch gründlicher als ich. Aber mit mir – hast du noch nicht einmal angefangen. Du weißt es, Hannes.

Nun sei also da. Versteck dich nicht vor mir. Ich bin keine Zauberin. Beschwören kann ich dich nicht. So komm.

Sie flüsterte ununterbrochen: »Hannes, Hannes.«

Sie hielt sich damit wach bis zu den ersten Vogelrufen.

Die Krähen fliegen in einem lockeren, weiten Band über den Gefängnishof auf die Felder hinaus.

Rosa liegt und lauscht auf die Vogelrufe. Sie gurgeln: Kau – Kau. Es klingt, als wenn sie sich kleine Metallkugeln zuwerfen.

Das Bett ist steinhart, aber Rosa weiß nicht mehr, daß sie im Gefängnis ist. Sie ist nicht mehr jung, sie hat überall Beschwerden

(altes hysterisches Frauenzimmer, schimpft sie sich aus), sie liegt auf dem harten Bett, schlaflos, sieht an der Decke das Licht der Laterne, hört die schweren, langsamen Schritte der Schildwache – und ist berauscht. Von Glückseligkeit eingehüllt.

Auf ihrem Tisch steht das Bild von Hannes, das Luise geschickt hat. Er sieht so kummervoll aus. Sie tröstet ihn, er solle nicht unglücklich sein, es gäbe ja so viel Freude in der Welt.

Tod. Was für ein leeres Wort. Ich habe dich. Wer soll dich mir nehmen. Was geht uns das Wort »Tod« an. Solange ich meine Glieder habe, bist du nicht verlassen, und wenn ich sie nicht mehr habe, so sind wir zusammen. Hannes, ich habe so viel Glück zu verschenken. Mach den Mund auf, Junge, sperr den Schnabel auf, komm und nimm! Ach, bin ich selig! Nimm mir etwas ab von meinem Glück.

»Warum bist du so glücklich, Rosa?«

»Weiß ich es? Weiß ich alles?«

»Ich habe an der Front sterben müssen, und wir haben nicht mehr zusammen reisen können.«

»Kommt alles, Hannes, Geduld. Ich reise mit dir, ich nehme dich mit als Reisenden ohne Billett. Ich schmuggle dich überall durch.«

»Und wie? Und wo? Wie willst du mich tragen, Rosa?«

»Ich trage dich in meinen Haaren. Ich habe noch volle Haare. Sie sind fast weiß, daraus schließen die Leute, ich bin alt. Bin ich alt, Hannes?«

»Wie willst du mich in deinen Haaren tragen?«

»Ich geh' ohne Hut. Ich trage dich, wie eine Bäuerin ihren Krug, auf dem Kopf, oder ich nehm' dich herunter an mein Herz. Oh, es wird schön sein, Hannes. Immer hat uns etwas gestört, bald dich an mir, bald mich – verzeih mir – an dir. Jetzt lieg' ich in der Zelle, die Schildwache bewacht unser Rendezvous. Herrlich, was? Wir lachen sie aus. Und du sagst himmlische Dinge zu mir, und ich bin ganz dein.«

»Und wo bleibt die Revolution, deine Partei?«

»So bin ich eben Rosa ohne Revolution und ohne Partei. Rosa nur für dich.«

»Und die Vögel und die Blumen und deine Katze, die Mimi?«

»Die nehmen wir mit. Oh, wir nehmen noch viel mehr mit, Hannes, den ganzen Himmel, die Sterne, den Frühling, den Sonnenuntergang, die Abenddämmerung. Wir können sie alle mitnehmen, es fällt keinem auf, die Menschen sind nur mit dem Krieg beschäftigt.«

»Und die Musik, Rosa? Die Lieder von Hugo Wolf?«

»Ja, und deinen Romain Rolland, deinen ›Jean-Christophe‹, wie ich mich freue auf unsere Reise!«

Es ist Badetag. Man fegt auf dem Wirtschaftshof den Schnee weg, der in der Nacht gefallen ist. Und die grauen Pflastersteine, auf denen die Gefangenen das Jahr über trotten, werden wieder sichtbar.

Sieh, denen drüben gefällt der Schnee auch! Da hat einer sein Fenster offen und holt sich durch das Gitter eine Handvoll Schnee herein. Wer mag es sein? Ein menschliches Wesen wie ich, eingesperrt, ohnmächtig, verurteilt, hier zu vertrocknen. Hinter jedem Eisengitter drüben steht einer wie ich und starrt auf den Schnee und erholt sich ein bißchen an ihm. Wir sind die, mit denen die Gesellschaft nicht fertig wird und die man darum einmauert.

Die Zellentür wird aufgeriegelt, die Kalfaktorin tritt ein, auch eine Gefangene, eine junge, schlanke Person, die den Kopf mit einem bunten Leinentuch umwickelt hat. Ihr Gesicht ist mager, die Haut straff und kreideweiß. Rosa betrachtet sie heute zum erstenmal. Mit einer solchen schönen Maske hat sie einmal in Berlin in der Barnimstraße schlechte Erfahrungen gemacht. Heute drängt es sie, ein Alltagsgespräch zu führen. Der Schnee hat sie weich gemacht – und sie fürchtet sich heimlich vor sich.

Die tragische Gefangene führt Rosa in den dampfgefüllten Baderaum und läßt sie allein. Das Licht fällt von oben durch ein

niedriges Fenster in den Raum. Rosa erinnert sich an den Schmetterling im Badezimmer in Wronke, den sie wieder ins Leben zurückhauchte. Jetzt ist sie in Breslau, es ist Winter. Sie sitzt in der Badewanne am hellen Vormittag im warmen Wasser und denkt an die jungen Menschen, die jetzt, jede Stunde, jede Minute, draußen fallen.

Wie eine fette Bürgersfrau sitze ich in der Wanne und wärme mich. Und was soll ich tun? Wie haben wir uns angestrengt. Ich konnte rufen, Karl konnte rufen, und ein paar Dutzend mit uns. Und wir ließen uns einsperren, und das war alles, was wir konnten. Denn es ist gegen die Masse nichts zu machen. Ihre Trägheit ist stärker als wir. Wenn die Stunde kommt, gehorchen sie wieder, nehmen ihre Gewehre und schießen für den Kaiser und König. Sie wollen's nicht anders. Der junge Friedrich Adler hat in Wien den Minister Stürgk erschossen. Es machte nichts. Die Feigheit sitzt ihnen in den Knochen. Und damit rechnen die regierenden Verbrecher. Und ich sitz' in der Wanne und wärme mich.

Die Menschen wollen uns nicht. Die Menschen wollen Ruhe.

(Sie klatschte auf das Wasser.) Es ist etwas Verfluchtes um die Politik. Für nichts gearbeitet. So hat es bei mir angefangen, ganz früh, so hat es mir das Leben weggestohlen. In Warschau sollte ich liegen wegen der Hüfte. Und Mutter sagte: »Wozu willst du denn aufstehen?« Aber ich hielt's nicht aus, und frühmorgens, wenn noch alle schliefen, habe ich mich im Hemd ans Fenster gestellt und habe auf den Hof hinuntergesehen, wo der lange Antoni mit seinem Wagen stand, und dann suchte ich über den Dächern, ja, über den Dächern, nach dem Leben, nach dem wahren, vollen Leben. Dahinter, hinter den Dächern muß das Leben sein, weit weg. Ich bin ihm nachgerannt. Immer dachte ich, jenseits der Dächer liegt es. Ich erreichte es nicht. Darüber bin ich schneeweiß geworden. Darüber ist mein Hannes gestorben.

(Sie schloß die Augen.) Es war nichts mit deiner Klugheit, Rosa Luxemburg. Du warst furchtbar klug, aber nicht klug genug. Ein Moloch hat dich verschlungen.